

Allerlei

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **1 (1917)**

Heft 10-11

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

schon Bührers „Lustiges Spiel“ von der Nase im „Volk der Hirten“ (1914) wird angeführt; dort sagt ein Basler von einer Gipsbüste: „Das soll jez eppis B'unders si, daß der Schangi do kai Nase me het.“ Es gibt auch Tram-, Post-, Büro-, Tube-, Chüngeli- u. a. Schänge und -Schängli. Die Basler nennen einen an der Heuwage, einem öffentlichen Plage, herumlungern den Gelegenheitsarbeiter Haiwogschangi. Alte Zürcher fühlen sich wohl angeheimelt durch die Erwähnung des Zungenschangs, eines nur Zungen verkaufenden Metzgers dieses Namens.

Schengsermeng heißt in Zürich eine Birnsorte; das Wort ist durch Umstellung der Zischlaute entstanden aus Saint-Germain (Früchtesorten tragen ja häufig französische Namen). Eine merkwürdige Verschiebung hat stattgefunden in der Bezeichnung jenes schmachhaften Gegenstandes, der bei uns ursprünglich überall Hamme hieß und heute noch vielerorts so heißt; die Engländer nennen es noch ham. Das schriftdeutsche Wort dafür heißt Schinken, aber nicht diese Form ist es gewesen, die zuerst den einheimischen Namen Hamme zu verdrängen versuchte, sondern eine niederdeutsche Nebenform Schungge oder Schunke (altfriesisch skunka, ostfriesisch schunke, niederländisch schonk). Diese galt zuerst wohl nur für eine besondere, feinere Art, die gegen Ende des Mittelalters aus den Niederlanden den Rhein herauf nach Süddeutschland und endlich auch in die Schweiz gekommen war (der älteste schweizerische Beleg erwähnt Basel, 1651); später wurde der Name allgemein gebraucht. In der Nordostschweiz hat dieses Schungge das Wort Hamme fast ganz verdrängt oder steht neben ihm als der vornehmere Ausdruck, aber schon ereilt den Schunken dasselbe Schicksal wie den Hammen (oder die Hamme); gerade in unserer Zeit wird der längst eingebürgerte, schon altmodisch gewordene Schunke verdrängt vom schriftdeutschen und darum vornehmeren Schinken, den das Idiotikon ausdrücklich als „jung“ bezeugt aus Zürich und Thurgau (besonders vom Bodensee). Natürlich sind diese beiden Namen auch verwandt mit Schunke und mit Scheiche oder Schihe für Wein. Ein Gemeinderat in Frutigen, der über das Treten der Orgelpedale nicht im klaren war, soll einst gesagt haben: „Mir hätti nadisch recht en gueten Organist, wenn er numen chenni en chlin d'Schihen still han“. Bei Gotthelf kommt einmal die Frage vor: „Hest Wespi i de Hose, daß-de dini Schichi nicht still halten kannst unterm Tisch?“ Natürlich finden wir da auch die Scherzfrage verzeichnet: Welcher Mensch ist ohne Kopf, Hände und Beine? — Der Berner, denn er hat nur Gring, Salpen und Scheiche.

Viel Raum beansprucht natürlich das Zeitwort schänke schon für seine ursprüngliche Bedeutung: ein Getränk eingießen, und für seine Ableitung Schänki. Von einer Hochzeit im Jahre 1593 erzählt der Brautvater: „Die malzjt sampt der wyberschenke wurdind in der Herberg zur Cronen gehalten, aber die mannenschenke uf dem nüwen Hus.“ Anderntags gab's noch eine Nachschenki. In Zürich wurde im 17. Jahrhundert die Bad- oder Badenschenke, d. h. das Geschenk, das man einem Verwandten oder Freunde an den Badeort nachsandte, mehrmals als öffentlicher Unfug verboten, und

im Abtestädtchen Wil schaffte man 1652 die Räteschänki ab, d. h. die Bewirtung bei der Erneuerungswahl des Stadtrates.

Der im Bernbiet vorkommende Geschlechtsname Eschanz geht auf den Namen eines Kleidungsstücks zurück; der Schanz muß ein Wams gewesen sein.

Wie sehen wieder, welche Fülle schweizerischen Volkstums in einem einzigen Hefte steckt, aber auch welche Fülle von Arbeit.

Briefkasten.

O. F. Sie haben recht, das „Unser-Vater“ wird allgemein als fester Ausdruck empfunden, daher stört es ein empfindliches Sprachgefühl, wenn man, zumal wiederholt, lesen muß: Die vierte Bitte des Unser-Vater. Also frischweg: des Unser-Vaters! — Ein anderes Beispiel: Der „Verlag des Thurgauer Volksfreund“ empfiehlt eine Schrift, die der „Leiter des Erziehungsheim B.“ verfaßt habe. Haben die Leute keine Ohren?

Zur allgemeinen Zimperlichkeit dem Wesfall gegenüber paßt es nur, wenn man die böse Endung s, wo man sie nicht vermeiden kann, durch eine spanische Wand, den sogenannten Apostroph, trennt vom Heiligtum des Wortes, auf daß dieses nicht verunreinigt werde. Ihre Beispiele aus dem schweizerischen Protestantentblatt (Grob's Zwingli, Zwingli's Brief, Luther's erste These) könnten leicht aus allen Gebieten vermehrt werden, doch scheint man in der Literaturkunde die Krankheit schon überwunden zu haben, wenn auch gelegentlich noch jemand von Goethe's Gedichten oder Gottfried Keller's Werken spricht oder vielmehr schreibt, denn sprechen kann man das Zeichen ja nicht. In einige Verlegenheit kommt man ja freilich bei Eigennamen auf s- und ähnliche Laute, wo nach Duden statt des Wesfall-s ein Wegwerfungszeichen stehen muß: Bos' Luise, Busch' Fromme Helene. Wustmann spottet nicht übel über diese Papiersprache; doch ist die Sache nicht leicht zu machen; nicht überall kommt man mit dem von Ihnen empfohlenen Mittel aus. Bossens Luise, Ragazens Ethif, Schulzens Badian — das alles geht, weil wir diese Eigennamen als deutsch behandeln dürfen, merkwürdigerweise auch Ragaz, aber Moragens Drama und Sophokleens Antigone gehen eben nicht, da muß man sich schon durch Umschreibung zu helfen suchen. Es scheint sich auch eine ansteckende Krankheit gebildet zu haben, die Apostrophomanie; denn in einem ganz neuen, hübschen Büchlein eines (ältern) Geistlichen kann man lesen: Der Freiheitsdurst des jungen Blut's, der Mangel eines schweren Schritts, wegen eines falschen Ton's. Hier ist ja in der Tat ein Laut weggeworfen worden, aber das durch das Zeichen anzudeuten, ist durchaus überflüssig und steht zimperlich aus. Man wundert sich bald nicht mehr über die gar nicht seltene Schreibweise: nicht's.

Allerlei.

Die „neutrale“ schweizerische Sprache. Ein aus Rußland zurückgekehrter Schwede erzählt der „Norrlandsposten“ ein niedliches Geschichtlein. Kürzlich fand in Petersburg die Besprechung eines großen technischen Planes statt, an dem auch der finnische Staat beteiligt ist. Der Generalgouverneur Stachowitsch leitete die Verhandlung, an der ein paar frischgebackene finnische Senatoren, einige russische Beamte und ein schwedischer Sachverständiger teilnahmen. Der Meinungsaustrausch ging indessen recht schwerfällig von statten, und zwar wegen der Sprachenfrage. Die Finnen konnten kein Russisch, die Russen kein Finnisch, und der Schwede weder russisch noch finnisch. Eine Zeit lang versuchte man sich mit dem Französischen zu behelfen, das wenigstens Herr Stachowitsch so einigermaßen beherrschte, während es höchst zweifelhaft war, ob die Finnen ein Wort davon verstanden. Schließlich fand einer der russischen Beamten das erlösende Wort: „Meine Herren,“ sagte er, „das geht wirklich zu langsam. Ich schlage vor, wir gehen zu der neutralen schweizerischen Sprache über.“ Der Vorschlag fand allseitigen Beifall, und man ging dazu über — deutsch zu sprechen, das sämtliche Anwesenden beherrschten.